

Mathias Schwabe
Martina Stallmann
David Vust

Freiraum mit Risiko

Niedrigschwellige
Erziehungshilfen für sogenannte
Systemsprenger/innen

Mit einer Einleitung von Hanna Permien

münstermann 

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung von Hanna Permien	13
1 Einführung: Wohin mit jungen Menschen, die keiner mehr haben will?	19
1.1 Junge Menschen, die keiner mehr betreuen will	19
1.2 Verbreitung der Zielgruppe	24
1.3 Diskurse rund um „hoch riskant agierende Jugendliche“	25
2 Philosophie, Architektur und Eckpunkte des Settings	33
2.1 Gründungsanlass und zentrale Eckpfeiler des Settings in den ersten 5 Jahren	33
2.2 Exkurs: NALS als Übergangshilfe für Jugendliche in der „Stagnation“ (D.W. Winnicott).	38
2.3 Wichtige Veränderungen im Lauf von 14 Jahren	40
3 Interaktionen und Interventionen in niedrigschwelligen Settings: „Weniger bringt manchmal mehr“	47
3.1 Interaktionsbereich „niedrigschwelliges Begleiten“	48
3.2 Interaktionsbereich „Versorgen“	64
3.3 Interaktionsbereich „Beraten/(Selbst-)Klärungshilfen anbieten“	68
3.4 Interaktionsbereich „Erziehen/Kontrollieren“	83
4 Wer sind die NALS-Jugendlichen und wie entwickeln sie sich während der Zeit bei NALS?	90
4.1 Soziodemographische Angaben	91
4.2 Die Zeit vor NALS	92
4.3 Die Zeit bei NALS: Formen des Umgangs mit dem Freiraum	100
4.4 Beendigung der Betreuung bei NALS	111

5	Fallschilderungen	113
5.1	Ute und Tobias: zwei Provinz-Punks in der biographischen Sackgasse Stadt	114
5.2	Frank: Ein drogenabhängiger, krimineller Jungunternehmer lernt das Fürchten und steuert um	136
5.3	Hermine: zwischen Schneekönigin und Messerstecherin	144
6	Chancen, Risiken und Grenzen bei der Betreuung von riskant agierenden Jugendlichen, insbesondere in niedrigschwelligen Betreuungssettings	165
6.1	Chancen und Risiken von „Übergangshilfen“ mit dem Ziel der Selbstklärung	165
6.2	Zwischen „pass-genauer“ Hilfe und der Gefahr der Instrumentalisierung aus Hilflosigkeit	168
6.3	Systematische Risikoanalyse bei riskant agierenden Jugendlichen in unterschiedlichen Hilfeformen	172
6.4	Wie sieht ein „achtsamer“ und fairer „Umgang“ mit Risiken in diesem Arbeitsfeld aus?	184
7	Wirkungen und Erfolge bei NALS	189
7.1	Einschätzung der mittelfristigen Entwicklungen auf Grundlage der Interviews	191
7.2	NALS im Urteil der Jugendlichen	194
7.3	Entwicklungsverläufe laut Aktenanalyse	197
8	Ergebnisse anderer Studien zu Settings für sogenannte „Systemsprenger“	204
8.1	Therapeutische Jugendwohngemeinschaften	205
8.2	Ein Angebot an der Schnittstelle Jugendhilfe/Psychiatrie	207
8.3	Mischfinanziertes Schnittstellenprojekt: Jugendhilfe/Suchthilfe	210
8.4	Individualpädagogische Projekte im In- und Ausland	212
8.5	Geschlossene Unterbringung/Freiheitsentziehende Maßnahmen nach § 1631 b BGB	213
8.6	Fazit: Die NALS-Ergebnisse im Vergleich mit anderen Settings	217
	Literatur	220

Vorwort

Ein innovatives Erziehungshilfeprojekt möchte es nach 12 Jahren intensiver Arbeit mit einer hoch riskant agierenden Zielgruppe genau wissen: haben wir gut gearbeitet und was hat unsere Arbeit den Jugendlichen gebracht? Die Projektverantwortlichen organisieren über eine große, gemeinnützige Stiftung eine differenzierte Fremd-Evaluation der eigenen Arbeit, die auf vier Säulen beruht:

- Aktenauswertung aller bisher betreuten Fälle (N = 105 bzw. 77, siehe Kap.7)
- Auswertung von Interviews mit ehemals betreuten jungen Menschen (N = 47, siehe Kap.7)
- Teilnehmende Beobachtung an den relevanten Kontaktstellen zwischen Betreuer/innen und Jugendlichen (siehe Kap.4)
- Rekonstruktion der Setting-Entwicklung innerhalb von 12 Jahren inklusive der Analyse von gewollten und eher von Außen auferlegten Veränderungen (siehe Kap 2).

Die Evaluation wird finanziert und durchgeführt. Die Atmosphäre zwischen den Beforschten und den Forschern ist offen und freundlich. Die Mitarbeiter/innen lassen sich ohne Scheu beobachten und ermutigen auch die Jugendlichen sich offen zu zeigen. Zwischenergebnisse werden immer wieder zurück gemeldet und diskutiert. Spannungen zwischen Evaluatoren und Evaluierten werden, wenn sie entstehen, rasch angesprochen und können meist ebenso rasch wieder abgebaut werden. Die Ergebnisse aus den verschiedenen Evaluations-Säulen sind durchwegs ermutigend. Sie zeigen, dass in diesem Projekt in vielerlei Hinsicht fachlich gut gearbeitet wird. Einzelne Kritikpunkte der Forscher an dem fachlichen Verhalten der Mitarbeiter/innen oder an Verfahren bzw. Organisationsregeln werden als wertvolle Rückmeldungen gewertet und führen zu Veränderungen in den Bereichen Prozess- und Strukturqualität. Und doch überwiegt beim Träger am Ende der Evaluation und beim Lesen des Abschlussberichtes der Eindruck, sich damit nicht gut sehen lassen zu können. Die Zustimmung zur Veröffentlichung eines am Anfang des Prozesses vereinbarten Buchprojektes wird nach sorgfältiger Prüfung der Ver-

antwortlichen des Trägers zurückgezogen. Der Träger wäre es lieber, dass das Buch gar nicht erscheint. Aber weil man die Publikation weder verhindern kann noch will, wünscht sich der Träger, dass alle Daten, die auf ihn hinweisen, anonymisiert werden. Diesem Wunsch sind wir nachgekommen. Und schließen uns mit einem eigenen Wunsch an: selbstverständlich wäre es bei der kleinen Anzahl von Projekten, die in Deutschland auf die geschilderte Weise mit Jugendlichen arbeitet, ein Leichtes den Träger zu identifizieren. Aber was soll das, wenn dieser Träger ungenannt und seine Mitarbeiter/innen geschützt bleiben wollen? Noch dazu, wo der Träger stets die Möglichkeit hat zu sagen, „das sind wir nicht!“? Stattdessen wünschen wir uns, dass sich die Leser/innen auf die Inhalte der Evaluation konzentrieren und über diese ins Gespräch kommen.

Dennoch ist die Frage erlaubt, warum es zu dieser Anonymisierung gekommen ist?

Zwei Gründe sind dafür ausschlaggebend und beide machen deutlich unter welchem immensen Druck Einrichtungen und Mitarbeiter/innen stehen, wenn sie mit Jugendlichen arbeiten, die man je nachdem als „Hoch-Risiko-Klienten“, „die Schwierigsten“ oder als „Systemsprenger“ etc. bezeichnen kann (siehe Kap. 1). Zum einen gab es kurz vor Abschluss der Evaluation einen Vorfall, in dem unter anderem betreute Jugendliche aus dem untersuchten Projekt verwickelt waren. Dieser Vorfall wurde von den Medien aufgegriffen: teils mit gut nachvollziehbaren Anfragen an die Art und Qualität der Betreuung vor Ort, teils aber auch mit einem unangemessenen Skandalisierungsterror. Die fachlich angemessene und zugleich geschickte Beantwortung der vielen Fragen seitens der Öffentlichkeit, aber auch des Landesjugendamtes hat den Verantwortlichen des Trägers viel Arbeit und viel Kopfzerbrechen bereitet. Auch wenn sie sich nichts vorzuwerfen hatten und auch gar nicht der Ansatz gemacht wurde, sie strafrechtlich zu verfolgen, blieb doch ein Gefühl zurück, das man mit „alles, nur nicht noch mal so was“ bezeichnen kann. Bitter war die Erfahrung, dass auch gute Evaluationsergebnisse in einer aufgewühlten Stimmung nicht wirklich weiterhelfen. Vor allem, wenn die Evaluation differenziert argumentiert und nicht pauschal alles gut findet, was sie als Praxis vorfindet und auch nicht mit Erfolgszahlen von 70 % und mehr aufwarten kann (, die bei diesem Klientel in keinem Projekt zu erwarten sind). Evaluation scheint in solchen Zusammenhängen ein „stumpfes Schwert“ darzustellen. So richtig gelingen Befreiungsversuche damit nicht. Und noch schlimmer: in Zeiten aufgewühlter Stimmung suchen alle Ankläger nach weiteren Belegen für die vermeintliche Richtigkeit ihrer Anklagen; sie lesen dann auch Evaluationen überwiegend selektiv und können selbst aus einer Evaluation, die über weite Strecken Qualität und hohes fachliches Niveau bescheinigt, die wenigen

kritisierten Sachverhalte herausuchen, die zu dem eigenen Anklage-Modus passen.

Wissenschaftliche Ergebnisse, das wissen wir seit Längerem, können eben nur im System Wissenschaft darauf hoffen differenziert wahrgenommen und diskutiert zu werden. Bei Systemen wie Politik oder Öffentlichkeit oder Medien muss Wissenschaft stets damit rechnen für andere Zwecke funktionalisiert zu werden, wenn sie denn überhaupt wahrgenommen und für entscheidungsrelevant gehalten wird. Falls ja, so gehen wissenschaftliche Ergebnisse als ein Element unter anderen in politische Entscheidungen ein, aber bestimmen in der Regel nicht deren Richtung. Das gilt in vielen Fällen leider auch für die Jugendhilfe-Administration auf kommunaler und Landes-Ebene. Politische Erwägungen gehen hier häufig vor fachlichen. Die Sorge um die eigene Karriere häufig vor Solidarität mit einem angegriffenen Träger. Wobei im Fall des hier geschilderten Projektes auf Seiten der Verwaltung durchaus viel Mut bewiesen wurde und das Projekt immerhin in seinen Grundzügen erhalten werden konnte.

Aber auch nachdem die mediale Aufmerksamkeitswelle abgeebbt war und halbwegs gute Lösungen für noch offene, fachliche Fragen bezogen auf die Arbeit des Projekts gefunden worden waren, wollte man auf Seiten des Trägers mit der Darstellung der eigenen Arbeit doch lieber nicht nach Außen gehen. Denn im Kontakt mit Hoch-Risiko-Klienten erweisen sich im Alltag immer wieder pädagogische Antworten als angemessen oder zumindest kreativ und situativ stimmig, die bei Menschen, die diese Jugendlichen nicht kennen, Besorgnis oder Skepsis oder Entrüstung erregen können. In der Öffentlichkeit, aber auch in der eigenen sozialpädagogischen Zunft, die über keine direkte Erfahrung mit diesem Klientel verfügt, kann man sich oft nicht vorstellen, dass bei diesen Jugendlichen, die das System der Jugendhilfe in und auswendig kennen und immer wieder für ihre Zwecke instrumentalisieren, häufig nur andere als die gängigen Antworten überhaupt eine Chance haben wahrgenommen zu werden. Die Jugendlichen kennen und beherrschen (!) die üblichen Interaktionsmuster zwischen Sozialpädagog/innen und ihresgleichen. Manchmal muss man den üblichen sozialpädagogischen „Sound“ aufgeben oder verlassen und sich anderer Sprach- und Handlungsformen bedienen, damit bei ihnen so etwas wie Verblüffung und Interesse entsteht. Gleichzeitig gerät man bei der Arbeit mit dieser Zielgruppe immer wieder auch in rechtliche Grauzonen: Selbstverständlich ist jeder Mitarbeiter rechtlich dazu angehalten Diebstähle oder den Handel oder Konsum von Drogen anzusprechen und anzuzeigen, wenn er davon erfährt. Dagegen steht die auch in unserer Evaluation bestätigte Erfahrung, dass die Jugendlichen oft erst dann anfangen damit aufzuhören, wenn man sie eine Zeitlang dabei nicht behelligt, auch wenn man

sieht oder ahnt oder bei genauerer Nachforschung wissen könnten, was sie da alles Ungesetzliches treiben (siehe die Beispiele in Kap.3.1.3 und Kap.5.1 bzw. 5.2 oder Kap.6.1). Natürlich führt dieses Zulassen wie schon bei „akzeptierender Drogenarbeit“ oder „akzeptierender Arbeit mit rechten Cliques“ leicht zu einem „Tanz mit dem Teufel“ und endet immer wieder damit, dass dieser die Führung übernimmt und man am Ende doch eingreifen muss, indem man die Polizei alarmiert oder eine Zwangseinweisung für eine Entgiftung einleitet. Dennoch scheinen einige Jugendliche es für den Aufbau einer nachhaltigen Veränderungsmotivation zu brauchen, dass man sie auf ihre Straftaten anspricht, sie aber nicht sofort und umstandslos verfolgt oder sogar auf das Ansprechen verzichtet, wenn dieses ein leeres Ritual darstellen würde, dem sie zur Zeit nur mit Leugnung begegnen können. Was sie dagegen brauchen, sind die wachen Augen von Mitarbeiter(inne)n, denen man nichts vormachen kann und auch gar nicht vormachen braucht. Und es sind wissende und zugleich liebevolle, aber auch vollkommen nüchterne Blicke, die ausdrücken: „Du und ich, wir wissen, dass ich es nicht verhindern kann. Du und ich wissen, dass es nicht in Ordnung ist. Darüber brauchen wir gar nicht reden. Du und ich wissen, dass sich was ändern muss. Du und ich wissen aber auch, dass über vermeintliche Änderungen schon unendlich viel gesprochen wurde. Wir wissen, dass es einzig und alleine auf deine Taten ankommt. Und auf die warte ich: mit viel Geduld, mit einer guten Portion Ohnmacht, aber auch mit großer Bereitschaft, dir jederzeit zu helfen, wenn du das willst! Wirklich willst!“.

Es mag merkwürdig erscheinen: aber die Vermittlung solch komplexer Botschaften, wird durch das Sprechen von Worten oftmals eher verhindert oder entwertet. Man kann sie nur mit einer authentischen Gesamthaltung, mit Blicken, mit einer Abfolge von kleinen Bewegungen, unterbrochen von Pausen und Stillhalten, vermitteln. Schweigend. In der Form einer „Nicht-Intervention“. Oder auch mal beredt, aber dann in einer Sprache, die nahe am Jugendlichen angesiedelt ist. Je nachdem.

Solche guten, zu diesen Klienten passenden pädagogischen Aktivitäten, werden im Umgang mit dieser spezifischen Klientel an einigen Orten und in mehreren Projekten praktiziert. Aber in diese Zonen der Pädagogik hinein reichen nur wenige Beobachtungs-Sonden. Wie sollte man diese Bereiche auch der pädagogischen Forschung zugänglich machen? Wo sie sich doch schon in rechtlichen Grauzonen abspielen, die man besser verschweigt, als sie offen zu legen. Um nicht von den Verantwortlichen der (Landes-)Jugendämter oder von anderen Sozialpädagog/innen der Mitwisserschaft oder gar Mittäterschaft bezichtigt zu werden.

Aber gerade in diesen schwer zugänglichen Zonen spielt sich die Arbeit mit den „Hoch-Risiko-Klienten“ immer wieder ab. Wenn die Verantwortlichen des untersuchten Trägers die Zustimmung zu dieser Buchveröffentlichung

verweigert haben, so aus der Überzeugung heraus, dass ein Teil ihrer Arbeit derzeit nicht öffentlichkeitsfähig ist. Ihre Erfahrung ist, dass man darüber untereinander sprechen kann, von Kollegin zu einem Kollegen oder auch von Mitarbeiter des einen zur Mitarbeiterin des anderen Projektes. Aber dass man ansonsten d. h. in der Fachöffentlichkeit, auf Tagungen oder Fortbildungen etc. tunlichst die offene Erörterung des eigenen Handelns in pädagogischen und rechtlichen Grauzonen unterlässt, auch wenn dieses einen im Alltag immer wieder beschäftigt.

Die Entscheidung des Trägers wurde auch von mehreren anderen, zum teil hochrangig angesiedelten Vertretern von Fachverbänden oder der Kommunalen Verwaltung angeraten und unterstützt. „Passt auf“, lautete der Tenor dieser Ratgeber/innen, „was ihr praktiziert, machen zwar Andere auch und das ist auch pädagogisch in vielen Fällen angemessen und richtig. Aber wer darüber spricht, kann schnell an den Pranger gestellt werden und am Ende seine Betriebserlaubnis verlieren. Und etliche Andere werden nicht den Mut haben, sich mit Euch zu solidarisieren, auch wenn sie mehr oder weniger das selbe tun wie Ihr!“

Wir haben uns zu der anonymisierten Veröffentlichung der Evaluation entschieden,

- weil wir die Ergebnisse im Hinblick auf die Arbeit mit sog. Hoch-Risiko-Klienten für interessant und relevant halten und hoffen damit die Fachdebatte zu bereichern und zu vertiefen
- insbesondere im Hinblick auf die ähnlichen und unterschiedlichen Risiken, die man sich mit der Arbeit mit der Zielgruppe der sog. „Hoch-Risiko-Klienten“ oder der sog. „Systemsprenger“ einhandelt. Risiken, denen man sich mit aller fachlicher Energie und einer nie erlahmenden Selbstkritik stellen muss, ohne sie ein für alle mal in den Griff bekommen zu können.
- weil wir der Überzeugung sind, wissenschaftlich korrekt geforscht zu haben und unsere Arbeit als Forscher/innen mit diesem Buch darstellen möchten.
- und last but not least, weil wir mit der Veröffentlichung ein Zeichen für mehr Offenheit und Transparenz innerhalb der Erziehungshilfen setzen wollen. Gerade was die „Schwierigsten“ betrifft, brauchen wir das offene und angstfreie Sprechen und Schreiben über Alltags-Erfahrungen. Man erinnere sich an A.S. Makarenko und viele andere mutige Pädagogen nach ihm: wie gut ist es, dass wir seine „Ohrfeigen“-Episode kennen. Oder die Geschichte wie er mit geladenem Revolver in den Wald lief, völlig verzweifelt, zumindest halb dazu entschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten, weil er sich angesichts des fortgesetzten dissozialen Agierens „seiner“ Jugendlichen mehr als entmutigt sah. Aufsichtsgremien würden

ein solches Heim mit einem solchen Leiter heute wahrscheinlich sofort schließen. Gut, dass wir über solche Zeugnisse wie bei Makarenko oder die vorliegende Evaluation wissen, dass Sozialpädagogik sich immer wieder in Grenzregionen bewegt, in denen man Stärke und Schwäche von Pädagog/innen, richtiges und falsches Handeln, entwicklungsförderlichen Impuls oder Einladung zur Regression so wie rechtlich noch korrekte oder schon verbotene Interventionen, selten schnell und manchmal nicht mal bei ernsthafter Prüfung sicher unterscheiden kann. Weder im Vor- noch im Nachhinein. Diese Unsicherheit auszuhalten gehört wesentlich mit zum Handwerkszeug von Sozialpädagog/innen.

Das bedeutet nicht, dass man auf riskantes Agieren von Jugendlichen mit ebenso riskantem, willkürlichen Verhalten von Pädagog/innen reagieren kann. Aber dass man im Umgang mit diesen Klienten mutig sein muss und Fall für Fall und Situation für Situation betrachten muss, um bezogen auf die offenen Fragen zu halbwegs vernünftige Antworten zu kommen. Und dass die alleinige Sorge um offizielle Richtlinien und Rechtsvorschriften uns den Zugang zu den Jugendlichen, die uns am dringendsten brauchen, verbauen können.

Mathias Schwabe (Autor)

Klaus Münstermann (Verleger)

Berlin und Ibbenbüren im August 2013